

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitende Gedanken S. 4

2. Allgemeines Vorgehen S. 4

3. Definition von „Rittertum“ 4 - 10
 - 3.1 Strukturunterschiede zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich S. 5
 - 3.1.1 Ministerialität und Heerschilden S. 5
 - 3.1.2 „Parzival“ auf Basis des französischen Rittertums S. 5
 - 3.2 Suche nach einer wissenschaftlichen Definition S. 6 - 8
 - 3.2.1 Struktur des Rittertums nach Mark Bloch S. 6
 - 3.2.2 Auffassungen vom Rittertum der Deutschen Wissenschaftler S. 6
 - 3.2.3 Johanna Maria van Winters Theorie S. 7
 - 3.2.4 Synthese für die Definition von „Rittertum“ S. 7 - 8
 - 3.3 Wortgeschichte des „ritter“ S. 8 – 9
 - 3.4 Struktur des Rittertums im Parzival S. 9 - 10

4. Aus dem Leben eines Ritters S. 10 - 21
 - 4.1 Die Schwertleite S. 10 - 13
 - 4.1.1 Das Ritual der Schwertleite S. 10 - 11
 - 4.1.2 Vergleich mit Parzivals Schwertleite S. 11 - 13
 - 4.2 Die ritterlichen Turniere S. 13 - 15
 - 4.2.1 Die ritterlichen Turniere des frühen Mittelalters S. 13 - 14
 - 4.2.2 Vergleich mit dem Turnier von Kanvoleis S. 14 - 15
 - 4.3 Das Rittertum im Krieg S. 15 - 21
 - 4.3.1 Kriege zu Wolframs Lebenszeit S. 15 - 17
 - 4.3.2 Vergleich mit der Schlacht um Pelrapeire S. 18 - 21

- 5. Das ritterliche Tugendsystem S. 21 - 29
 - 5.1 Allgemeines S. 21 - 22
 - 5.2 Die drei Idealtypen des Ritters S. 22 - 23
 - 5.2.1 Der christliche Ritter S. 22
 - 5.2.2 Der romantische Ritter S. 23
 - 5.2.3 Der feudale Ritter S. 23
 - 5.3 Synthese für das wirkliche Tugendsystem S. 23 - 25
 - 5.4 Tugendsystem im „Parzival“ S. 25 - 29

- 6. Der „Parzival“ als idealisierte Wirklichkeit S. 29 - 30

- 7. Unbetrachtete Aspekte S. 30 - 31

- 8. Literaturverzeichnis S. 32

- 9. Erklärung S. 33

1. Einleitende Gedanken

Das Mittelalter, goldenes Zeitalter oder dunkle Zeit? Es sind wohl für keine andere Epoche so viele gegensätzliche Meinungen und Vorstellungen vorhanden wie für diese. Doch wie sah die Wirklichkeit denn tatsächlich aus? So wie sie in der zeitgenössischen, höfischen Literatur dargestellt wurde? Gibt es Unterschiede und wenn ja wo liegen sie? Besitzen die mittelhochdeutschen Versepen vielleicht gar keinen Realitätsbezug?

Dieser Frage soll in der folgenden Arbeit für die Zeit um 1200 nachgegangen werden. Als Vergleichswerk dient die neben dem Nibelungenlied wohl bekannteste mittelhochdeutsche Dichtung: der „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach.

Da eine vollständige Betrachtung der mittelalterlichen Gesellschaft den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde, werden die Nachforschungen auf das Rittertum beschränkt. Schließlich nahm dieses im Mittelalter einen hohen Stellenwert ein und ist besonders beispielhaft für diese Epoche.

2. Allgemeines Vorgehen

Eines der Hauptprobleme dieser Arbeit besteht darin die zeitgenössische Wirklichkeit darzustellen. Zum einen ist die Quellenlage für die Zeit um 1200 sehr schlecht und lässt einige Fragen offen. Daher müssen des öfteren Kompromisse und Synthesen aus sich teilweise widersprechenden Quellen gebildet werden. Zum anderen war das Mittelalter keine statische Epoche, sondern war großen Veränderungen unterworfen. Somit ist zu bedenken, dass sich die hier gemachten Aussagen nur auf die Zeit um 1200 beziehen. In der Zeit davor oder danach können völlig andere Zustände geherrscht haben. So wurde aus der Schwertleite später der Ritterschlag, oder aus den Turnieren wurden theaterähnliche Schauspiele.

3. Definition von „Rittertum“

Schon zu Beginn dieser Forschungen kam es zu Widersprüchen beim Versuch eine Definition des Begriffes „Rittertum“ zu finden, die im folgenden aufgezeigt und geklärt werden sollen.

3.1 Strukturunterschiede zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich

So stellte sich als erstes Problem schon früh heraus, dass sich zwischen dem Rittertum in Frankreich und dem im Deutschen Reich große Unterschiede in Entwicklung und Schichtung ergaben. Die Aufdifferenzierung des Ritterwesens im Deutschen Reich gestaltete sich deutlich komplizierter als die in Frankreich.

So gab es in Deutschland die sogenannte Ministerialität, bestehend aus unfreien Dienstmännern eines Lehnsherren. Ministerialen bildeten den unfreien Teil der Ritterschaft. Ein Ministeriale hatte die Möglichkeit sich durch treuen Dienst für seinen Herrn bis in den Rang eines freien und sogar adeligen Ritters hochzuarbeiten. So stammen zum Beispiel die Staufer aus dieser Schicht. Eine derartige Ministerialität oder vergleichbare Parallelentwicklungen traten in Frankreich nicht auf.¹

Eine weitere Entwicklung des Deutschen Reiches war die Einteilung von Adel, Klerus, sowie den freien und den unfreien Lehensmännern in sechs Heerschilde. Der König trug den ersten Heerschild, Bischöfe und Äbte den zweiten. Den dritten und vierten trugen verschiedene Formen des Adels, die freien Lehensmänner den fünften und die Ministerialen den sechsten. Somit konnte ein unfreier Lehensmann des sechsten in den vierten Heerschild aufsteigen. Diese Aufspaltung war ebenfalls nie in Frankreich vorhanden.²

Doch dieses Problem lässt sich dadurch lösen, dass man zum Ursprung des „Parzival“ zurückgeht. So hat sich Wolfram schließlich des Werkes „Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal“ des französischen Dichters Chrétien de Troyes (ca. 1150 – 1190) als Vorlage bedient und viele Passagen daraus übernommen. Er hat sie zwar erweitert und auch einige Episoden dazu gedichtet, wie zum Beispiel die Lebensgeschichte von Parzivals Vater Gachmuret³ und die Abenteuer des Ritters Gawan, doch die Grundstruktur hat er übernommen. Somit lässt sich annehmen, dass er auch am dort kreierten Bild des Rittertums und dessen Aufbau keine gravierenden Veränderungen unternommen hat. Deshalb dient das französische Rittersystem als Grundlage für das Epos, was erklärt, weshalb weder die Ministerialität noch die Heerschilde in irgendeiner Form Erwähnung finden. Aus diesem Grunde soll der Vergleich zwischen dem Ritterbild bei Wolfram und dem der Realität des französischen Rittertums gezogen

¹ Ministerialität vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 13f / Borst „Rittertum“ S. 134

² Heerschilde vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 9f

³ alle Namen in dieser Arbeit nach der Schreibweise von Stapel „Parzival“

werden.⁴

3.2 Suche nach einer wissenschaftlichen Definition

Das zweite Problem besteht nun darin, überhaupt eine wissenschaftliche Definition von „Rittertum“, sowie Erklärungen zur Entstehung, Entwicklung und dem Aufbau zu finden. Denn es wird deutlich, dass es eine allgemein anerkannte, bewiesene Zusammenfassung zu diesem Thema (noch) nicht gibt. Dr. Johanna Maria van Winter umschreibt diese Tatsache in ihrem Werk „Ridderschap, ideaal en werkelijkheid“ (zu Deutsch: „Rittertum, Ideal und Wirklichkeit“) wie folgt:

„Unglücklicher Weise muß dieses Buch zu einem Zeitpunkt geschrieben werden, da die Historiker zu begreifen beginnen, daß auch ihr Bild vom Rittertum revidiert werden muß, ohne zu wissen, wie dieses Bild einmal aussehen wird. (...) Wenn wir (...) versuchen dennoch eine Art Synthese zu finden, sollte der Leser berücksichtigen, daß sie nur vorläufig und subjektiv sein kann (...).“⁵

Somit kann auch in dieser Arbeit lediglich ein subjektives Ritterbild als Vergleich gesetzt werden, das sich folgendermaßen zusammensetzt:

Da sich die Definition von Rittertum und dessen Entstehung bei Dr. van Winter deutlich von dem Bild unterscheidet, welches überall verbreitet ist, wird mit Mark Bloch ein zweiter Autor herangezogen, der sich mit diesem Thema beschäftigte. Dieser stellte dann auch in den meisten Punkten das alt bekannte Bild dar: Das Rittertum umfasst alle Angehörigen des aristokratischen Kriegerstandes zu Pferde, aus dem im 13. Jahrhundert der Adel entstand. Ab diesem Zeitpunkt war jeder Adelige somit zugleich Ritter und jeder Ritter adelig. Während ihren Anfängen war die Ritterschaft jedem zugänglich, verschloss sich aber schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts zu einem erblichen **Stand**. Dieser Stand hatte eine eigene Morallehre, die von seinen Angehörigen vertreten und gelebt werden sollte. Dazu gehörten Tapferkeit, Freigebigkeit und höfisches Wesen.⁶

⁴ Jens, „Literaturlexikon“

⁵ van Winter, „Ridderschap“ S. 7

⁶ Absatz vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 8 – 9, 14 / Keen, „Rittertum“ S. 15/16 / Bloch, „société féodale“

Im Gegensatz an nz dazu steht laut van Winter „*vor allem bei deutschen Gelehrten, eine völlig andere Ansicht*“⁷. Diese sieht kurz skizziert so aus: Da nur Adelige in der finanziellen Lage waren sich die teure Ausrüstung, bestehend aus Harnisch, Helm, Vollwaffe und Pferd, leisten zu können, bestand die Ritterschaft von Anfaur aus Adeligen. In Frankreich dauerte dieser Zustand auch das ganze Mittelalter über an, so dass die Ritterschaft von Anfang an ein erblicher Stand war.⁸

Um van Winters Theorie nachvollziehen zu können, müssen vorerst zwei Begriffe geklärt werden und zwar „Stand“ sowie „soziale Klasse“, da sie nötig sind um den Aufbau der mittelalterlichen Gesellschaft zu beschreiben.

Die Stände im Mittelalter waren starr und in sich geschlossen. Man wurde in sie hineingeboren und konnte sie im Regelfall nicht verlassen. Je nach Stand wurde man vor dem Gericht unterschiedlich behandelt. Beispiel für einen mittelalterlichen Stand ist der Adel.

Die sozialen Klassen hingegen sind offen und ständeübergreifend. Sie sind ohne Rechtshandlung zugänglich und entstanden aus der Gesellschaft heraus. Sie sind nicht durch das Gesetz festgelegt.⁹

Denn van Winters Theorie zur Entstehung des Rittertums besagt im Vergleich zu den vorausgehenden, dass sich die Ritterschaft aus nicht adeligen, freien Leuten (und im Deutschen Reich aus der Ministerialität) mit späterem Hinzutreten des Adels bildete. Dieser Zutritt des Adels erfolgte im Deutschen Reich Mitte des 13. Jahrhunderts und in Frankreich etwas früher, wobei in der Ritterschaft weiterhin eine adelige und eine nicht adelige Komponente existierte. Seinen Stand behielt man also, doch viel entscheidender für die Gesellschaft war das Teilhaben am sozialen Status der Ritterschaft.¹⁰

Aus den nun vorgestellten Bildern des Rittertums soll für die nachfolgende Arbeit folgende Synthese für den Begriff Rittertum, bzw. für den hier synonym verwendeten Begriff Ritterschaft gebildet werden:

Das Rittertum war eine offene, soziale Klasse, der man unabhängig von seinem Stand angehören konnte, so dass sowohl Adelige als auch nicht Adelige den Titel „Ritter“

⁷ van Winter, „Ridderschap“ S. 14

⁸ Absatz vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 14 - 15

⁹ Definitionen nach Borst, „Rittertum“ S. 372f / van Winter, „Ridderschap“ S. 88 ; 95

¹⁰ Van Winters Theorie vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 15f ; 33

tragen konnten. Diese Klasse hob sich durch eigene Morallehre und Ideale vom Rest der Gesellschaft ab. Ebenfalls charakteristisch war der Kampf zu Pferde, wobei ein Ritter nicht zwangsläufig ein berittener Krieger sein musste. Aufnahme in die Klasse geschah durch die Schwertleite. Die Angehörigkeit zu dieser Klasse war nicht vererbbar.

Es fällt sicher auf, dass größtenteils die Definition von van Winter Anerkennung findet. Das liegt daran, dass ihren Theorien als einziger der genannten sowohl historische Fakten, als auch Beweise aus der Literatur zu Grunde liegen. Hierzu zählt vor allem der Bedeutungswandel des Begriffes „ritter“ im Zeitraum von 1060 – 1250, der nun genauer betrachtet werden soll:

3.3 Wortgeschichte des „ritter“

In der ritterlich-höfischen Literatur kamen der Begriff „Ritter“ oder dessen Wortkombinationen wie „Rittertum“ und „Ritterschaft“ bis zum Jahr 1060 überhaupt nicht vor. Wollte der Dichter ein berittenes Heer beschreiben verwendete er Begriffe wie „reitman“ oder „ritant“. Beide entsprechen übersetzt dem Wort „Reiter“ und „es waren durchweg nüchterne Wörter ohne Pathos“¹¹. 1060 tauchte dann zum ersten Mal der Begriff „ritter“ auf, doch diente er nur als andere Bezeichnung für einen Krieger zu Pferde und besaß noch keinen Gefühlswert. Erst ab 1120 lassen sich in der Literatur auch Wortverknüpfungen wie „riterschaft“ finden. Beachtenswert ist nun ein deutlicher Anstieg der Häufigkeit von „ritter“ in den Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit: So wird der „ritter“ in den Werken von 1120 – 1180 nur 180 mal erwähnt, in der Zeit von 1180 – 1250 hingegen weit über 6000 mal, bei gleichbleibender Anzahl der verfassten Werke. Auch tritt jetzt ein Wandel in der Bedeutung von „ritter“ ein: Es dient ab dieser Zeit nicht mehr nur dazu einen Krieger zu Pferde zu beschreiben, sondern vermittelt auch die Gefühlswerte von Tapferkeit, Edelmütigkeit und Höflichkeit. Erst ab 1200 tragen in den Ritterepen auch Adelige den Titel „Ritter“. Der erstmals 1175 auftauchende „ritter“ ist anders als früher angenommen nur ein Äquivalent zu „ritter“.

In der französischen Literatur ist eine entsprechende Entwicklung zu finden: Dort ist die Bezeichnung, deren Bedeutung sich wandelt, „chevalerie“ bzw. der „chevalier“. Der Wandel geschieht äquivalent zu dem von „ritter“. Beschreibt sie vorerst einfach nur einen berittenen Krieger, so umfasst sie ab Ende des 12. Jahrhunderts ebenfalls alle Gefühlswerte, die man mit dem Rittertum in Verbindung bringt. Dieser Wandel geschieht etwas früher als der von „ritter“ im Deutschen Reich.¹²

¹¹ van Winter, „Ridderschap“ S. 18

¹² Wortgeschichte vgl. Bumke, „Ritterbegriff“ / van Winter, „Ridderschap“ S. 18 - 20

Das wirft natürlich die Frage auf, woher dieser eklatante Bedeutungswandel innerhalb relativ kurzer Zeit überhaupt kam und wieso nun auch den Adligen plötzlich der Rittertitel verliehen wurde. Der Philologe Joachim Bumke stellte diese Tatsache zwar bei seinen Untersuchungen fest, doch eine zufriedenstellende Antwort konnte er nicht finden. Auch Johanna Maria van Winter fand bei ihren Forschungen keine eindeutige Beantwortung. Sie geht zwar davon aus, dass sich die gesellschaftliche Rolle des Rittertums gegen Ende des 12. Jahrhunderts deutlich nach oben hin veränderte, doch ist es ihrer Meinung nach sehr gut möglich, dass die Rittererzählungen ihrer Zeit voraus waren. Laut ihrem Ergebnis geschah der Wandel in der Bedeutung des Rittertums in zwei Schritten. Zuerst hätten die Dichter versucht das Ansehen des Rittertums und der Ministerialität, zu der ja auch Wolfram von Eschenbach und andere Dichter gehörten, durch ausschmückende Beschreibungen in ihren Werken, zu heben, und dann in einem zweiten Schritt begonnen *„das Rittertum so zu preisen, daß auch ein Edelmann sich dessen nicht zu schämen brauchte“*^{13, 14}.

Mit dieser Theorie wäre auch die historische Tatsache erklärt, dass seit ca. 1225 auch Adelige den Titel des Ritters annahmen, da sie dem Einfluss dieser Dichtung nicht widerstehen konnten¹⁵. Auch wird die oben beschriebene Entwicklung des Rittertums bestätigt, da die Ritterschaft unter diesen Umständen nicht aus dem Adel entstanden sein konnte, sondern bis zu diesem Zeitpunkt unabhängig von diesem existierte, also der literarische Beweis für van Winters Theorie.

3.4 Struktur des Rittertums im „Parzival“

Die Struktur des Rittertums im „Parzival“ deckt sich mit den bisher gefundenen Ergebnissen. Im Verlauf des Romans tauchen sowohl adelige Ritter, wie eben Parzival selbst oder Gawan, als auch nicht adelige, aber meist namenlose Ritter auf. Ausnahmen sind Lähelin, der beim Turnier von Kanvoleis erwähnt wird, und der Gralsritter Lybbeals. Die adeligen Ritter werden aber auch des öfteren durch ihren Adelstitel beschrieben. So kann man im Verlauf des Romans sowohl den *„Ritter Gawan“*, wie auch den *„Fils du Roi Lot“* Gawan (Sohn des Königs Lot) finden. Es handelt sich beim Rittertum also um eine offene, soziale Klasse, die ihre eigene Morallehre besitzt, welche Parzival durch Gurnemanz gelehrt wird. Die Aufnahme in diese Klasse geschieht durch

¹³ van Winter, „Ridderschap“ S. 20

¹⁴ Bedeutungswandel vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 20

¹⁵ vgl. van Winter, „Ridderschap“ S. 20

die Schwertleite. Bezeichnend für die Ritter ist der Kampf zu Pferde, aber auch arme Ritter, die zu Fuß kämpften, werden beim Krieg um Pelrapeire erwähnt:

*„ ritter die in empfiengen,
die riten unde giengen. “¹⁶*

Insofern ist Wolframs Ritterbild durchaus authentisch und die Unterschiede müssen im Detail gesucht werden.

4. Aus dem Leben eines Ritters

4.1 Die Schwertleite

Wie bereits erwähnt geschah die Aufnahme in die soziale Klasse der Ritterschaft durch die Schwertleite. Sie stellte also einen der markanten Punkte im Leben eines Ritters dar. Allerdings gab es anders als vermutet keinen einheitlichen, festgelegten Ablauf dieser Zeremonie. Vielmehr bestand sie aus einer Vielzahl von Einzelementen, von denen eigentlich nur die Waffenübergabe nötig war, um jemandem in korrekter Weise zum Ritter zu erheben. Dieser Ritus hat seine Wurzeln schon in der altgermanischen Zeit, denn dort bedeutete die Waffenschenkung bzw. -übergabe die Aufnahme eines Volljährigen in das Kriegsfolge.

Dass nicht für jeden Ritter eine eigene prunkvolle Zeremonie durchgeführt wurde, lag größtenteils daran, dass es im 12. und 13. Jahrhundert sehr viele Ritteranwärter gab und man daher sogar teilweise kollektive Ritterschlagungen durchführte. Bei der überlieferten Schwertleite seiner beiden Söhne machte Roger von Sizilien 1135 noch gleichzeitig vierzig weitere junge Männer zu Rittern. Hierzu muss man noch anführen, dass viele tapfere Kämpfer als Belohnung für ihre Leistungen schon direkt auf dem Schlachtfeld von ihrem Herrn zum Ritter gemacht wurden. Außerdem konnte sich natürlich nicht jeder Ritteranwärter eine prunkvolle, teure Zeremonie leisten, so dass diese meist Königssöhnen und reichen Adligen vorbehalten blieb. Auch musste es nicht ein König oder hoher Adliger sein, der jemanden zum Ritter schlagen konnte, sondern jedes Mitglied der Ritterschaft hatte das Recht einem anderen die Ritterwürde zu verleihen.

Dennoch gab es einen idealtypischen Ablauf dieses Rituals, der in der Beschreibung der Schwertleite von Gottfried des Schönen von Anjou aus dem Jahre 1128 durch Johannes von Maroutier schriftlich festgehalten wurde. So nahm Gottfried zuerst ein rituelles Bad und wurde dann in eine Tunika aus Goldstoff mit einem purpurnen Überwurf gekleidet.

¹⁶ Eschenbach, „Parzival“ 183,29f

Die Farbe Scharlachrot, die mit bei der Kleidung verwendet wurde, sollte den Ritter wahrscheinlich davor warnen seine Pflichten zu vergessen. Dazu gehörte ein weißer Gürtel als Zeichen der Keuschheit. Die eigentliche Zeremonie bestand dann aus der Waffen- und Rüstungsschenkung, sowie der Umgürtung des Schwertes durch den König. Darauf folgten Turniere und Festlichkeiten. Merkwürdiger Weise wird die Kirche, die ja mit diesem Ritual gerne in Verbindung gebracht wird, überhaupt nicht erwähnt.

Anders sieht es in der Beschreibung einer Schwertleite im Werk „Pontificale Romanum“ eines anonymen Geistlichen zu Beginn des 14 Jahrhunderts aus. Auch hier begann die Zeremonie mit einem Bad. Die Wanne war gefüllt mit Rosenwasser und symbolisierte die Reinwaschung der Sünden und war eine Erinnerung an die Taufe. Danach wurde der Ritteranwärter ebenfalls in golddurchwebte, purpurne Gewänder gehüllt. Nun verbrachte er die Nacht stehend im Gebet und hörte am nächsten Morgen die Messe. Dort wurde ihm dann von einem Geistlichen das gesegnete Schwert umgürtet und die Zeremonie endete mit einem flachen Schlag auf den Hinterkopf, dem so genannten *collée*.

Es war der Kirche also gelungen Anteil an der Schwertleite zu erhalten, doch ihre Rolle blieb nebensächlich, obwohl das Ziel der Kirche war sich die Rechte für die Schwertleite anzueignen und somit das Rittertum von sich abhängig zu machen. Nur ein geringer Anteil von Schwertleiten wurde in den Gotteshäusern durchgeführt. Obwohl diese Niederschrift jünger als der „Parzival“ ist, lassen sich doch erstaunlich viele Parallelen finden.¹⁷

Doch dazu muss gesagt werden, dass es eine Schwertleite von Parzival im eigentlichen Sinn gar nicht gibt. Vielmehr geschieht sie in einzelnen Etappen und wird nie offiziell als solche bezeichnet. Die Rüstungs- und Waffenschenkung geschieht durch König Artus an seinem Hof in Nantes, wenn er Parzival die Ausrüstung des Ither von Gahaviß schenkt. Das Schwert wird ihm dann auf dem Feld vor der Burg durch den Knappen Iwanet umgürtet:

*„ ich enreiche dir kein gabylôt:
diu ritterschaft dir daz verbôt'
sprach Iwânet der knappe wert.
der gurte im umbe ein scharpfez swert:
daz lêrt ern ûz ziehen*

¹⁷ Schwertleite vgl. Keen, „Rittertum“ S. 102 - 108 / van Winter, „Ridderschap“ S. 101f / Borst, „Rittertum“ S. 39ff ; 132 ; 136 ; 138

und widerriet im fliehen. ¹⁸

Nun reitet Parzival fort und kommt nach einigen Stunden zur Burg des alten Ritters Gurnemanz. Dort nimmt er dann ein Bad, in dessen Wasser Rosenblüten schwimmen. Nach dem Bad kleidet man ihn in ein golddurchwirktes Hemd und bindet ihm einen weißen Gürtel um. Dazu zieht man ihm eine scharlachrote Hose an. Am nächsten Morgen hört er dann zusammen mit Gurnemanz die Messe. Auf den Gottesdienstbesuch folgt Parzivals erstes Turnier und ein festliches Abendmahl. Am Abend dieses Tages wird Parzival dann zum ersten Mal als „Ritter“ bezeichnet, und nicht wie bisher als „*junchêrre*“ oder „*knappe*“, denn es wird über Gurnemanz gesagt: ¹⁹

*„ sînen gast des namn er niht erliez,
den rôten ritter er in hiez.* ²⁰

Auch baut Wolfram die Vorstellung seiner Zeit ein, dass bei der Verleihung der Ritterwürde ein Teil der Würde und der Ehre des verleihenden Herrn auf den Empfänger übergeht. Daher war die Zeit davon geprägt, dass die Ritteranwärter stets versuchten den Ritterschlag von einem hohen Mann oder einem Ritter, der sich durch viele gewonnene Kämpfe einen Namen gemacht hatte, zu erhalten²¹. Denn als Parzival in den Palais der Burg von Nantes kommt bittet er König Artus:

*„ 'wolt et got, wan wær daz wâr!
der wîle dunket mich ein jâr.
dazu ich niht ritter wesen sol,
daz tuot mir wirs denne wol.
nune sûmet mich niht mêre,
phlegt mîn nâch ritters êre.' “*

worauf Artus ihm antwortet:

*„ 'daz tuon ich gerne, (...)
ob werdekeit mich niht verbirt.' “²²*

Dies übersetzt Stapel mit „*Das will ich gern tun, wenn meine Würde dazu ausreicht.*“²³

Im Gegensatz zur Realität und anderen literarischen Werken macht sich hier nicht der Empfänger Sorgen, ob die Würde des Herrn ausreicht, sondern König Artus fragt sich, ob er überhaupt würdig ist, diesen Knaben zum Ritter zu machen. Ob es Wolfram hier wie so oft in seinen Werken polemisch und ironisch meint, oder ob er diese Szene nur sehr hoch idealisiert hat, ist kaum zu beweisen. Fest steht, dass praktisch alle Elemente der idealtypischen Schwertleite vorhanden sind, auch wenn die Reihenfolge vertauscht wurde. Vor allem sollte beachtet werden, dass zu diesem Zeitpunkt noch niemand weiß,

¹⁸ Eschenbach, „Parzivâl“ 157,19 – 157,25

¹⁹ vgl. Stapel, „Parzival“ S. 78 – 82, 87 - 89

²⁰ Eschenbach, „Parzivâl“ 170,5f

²¹ Vgl. Keen, „Das Rittertum“ S. 107 und van Winter, „Ridderschap“ S. 13

²² Eschenbach, „Parzivâl“ 149,12-18

²³ Vgl. Stapel, „Parzival“ S. 78

dass Parzival in Wirklichkeit ein Königssohn ist. So wäre ihm in der Realität sicher keine derart ausgeschmückte Zeremonie zu Teil geworden. Hier beschreibt Wolfram also eine idealisierte Wirklichkeit.

4.2 Die ritterlichen Turniere

Das Turnier spielt in den mittelhochdeutschen Ritterepen eine herausragende Rolle, denn die Helden solcher Epen gehören immer zu den besten Turnierkämpfern. Aber auch in der Wirklichkeit nahmen Turniere einen wichtigen Platz im Leben eines Ritters ein. Das Turnier ist eine Erfindung des Mittelalters und steht nicht wie früher angenommen mit den Gladiatorenkämpfen im antiken Rom in Verbindung. Die Idee kam aus Frankreich, wo im Verlauf des 11. Jahrhunderts auch die ersten Turniere stattfanden. Das Zentrum für die ritterlichen Turniere lag in Nordfrankreich und der Champagne. Es lässt sich wohl deshalb annehmen, dass es kein Zufall ist, dass Wolframs großer Turnierkämpfer Gachmuret aus dem Anjou stammt. Im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts hatten die Turniere in Frankreich einen hohen Popularitätsgrad erreicht, der sich in den folgenden 50 Jahren auf viele Ländern ausdehnte. Zu ihnen gehörten unter anderem die Niederlande, England, das Deutsche Reich und Syrien. Der Verlauf der Turniere in Wirklichkeit widerspricht allerdings den oft romantisch und glänzenden Bildern der Literatur. Zuerst wurde ein bestimmtes Gebiet gewählt, in dem das Turnier stattfinden sollte. Diese Gebiete waren sehr groß und unüberschaubar. Dann wurden zwei Parteien bestimmt, wobei ein Ritter wählen konnte, welcher der beiden er sich anschloss, und nachdem alle Ritter zugeteilt waren, konnte der Kampf beginnen. Es wurde mit echten Lanzen und Schwertern gekämpft und Regeln gab es im 12. und frühen 13. Jahrhundert keine. Somit war es kaum möglich ein Turnier von einer echten Schlacht zu unterscheiden. Es konnten wie im Krieg Gefangennahmen besiegtter Gegner durchgeführt werden, die man erst gegen Lösegeld oder die Abnahme des Sicherheitsgelöbnisses wieder frei ließ. Die Waffen sowie das Pferd des Besiegten waren die legitimen Erbeutungen des Siegers. Nicht selten wurden Turniere dazu genutzt, alte Rivalitäten mit jemanden auszutragen, und die Aussicht auf reiche Beute ermutigte die Ritter zusätzlich, so dass manche Kämpfer leicht die Selbstbeherrschung verloren. Turniere waren also eine sehr ernste, raue und gefährliche Angelegenheit für die Beteiligten und kaum ein Turnier ging ohne Tote und Verletzte zu Ende. Bei einem Turnier in Neuss fanden wohl 80 Ritter den Tod.

Die vielen Opfer waren der Hauptgrund, weshalb die Kirche von Anfang an gegen die

Turniere war. Als klar wurde, dass Predigten die Beliebtheit von Turnieren nicht eindämmen konnten, ordnete Papst Innozenz II. 1130 an, dass den Opfern von Turnieren in Zukunft ein christliches Begräbnis verweigert werden sollte.

Dennoch stieg die Popularität der Turniere weiter an, denn schließlich boten sie sehr gute Übungsmöglichkeiten für den Einzelnen oder ganze Gruppen. Materielle Gewinne und die Hoffnung von einem großen Herrn entdeckt und rekrutiert zu werden, zogen vor allem die ärmeren Ritter an. Auch konnte einem Ritter der Erfolg im Turnier zu Ruhm und Ehre verhelfen und seinen Namen bekannt machen. Die Anwesenheit der Damen und die Aussicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen waren ein weiterer Reiz der Turniere, vielleicht sogar der wichtigste.²⁴

Aber die Beschreibung des Turniers von Kanvoleis im „Parzival“ trägt nicht nur romantische Züge. So kämpfen wie in der Wirklichkeit zwei Gruppen, die innere und äußere Partei, auf einem begrenzten Gebiet gegeneinander. Dass Wolfram häufiger von Gedränge oder (Kampf-) Gewirr spricht:

„ *dâ sich die pônder wurren* “ [wo sich die Ritterpulsks verkeilten²⁵]

oder:

„ *dâ was grôz gedranc* “²⁶

zeigt, dass es auch dort wie bei den echten Turnieren nicht geordnet zugeht. Die Ritter nehmen sich gegenseitig gefangen und auch Gachmuret nimmt den Besiegten das Sicherheitsgelöbnis ab, bevor er sie freilässt. Lösegeld fordert er aber keines. Er erbeutet von ihnen auch Pferde, behält diese aber nicht selbst, sondern verschenkt sie an die armen Ritter. Das ganze Turnier gerät gegen Ende außer Kontrolle, denn die Kämpfer geraten „*in Eifer und Zorn*“²⁷ und verlieren ihre Selbstbeherrschung. Verdeutlicht wird dies vor allem durch die Formulierung:

„ *man sprach dâ wênic rîters reht.* “ [*man handelte kaum noch nach Ritterrecht.*²⁸]

Der eigentliche Grund für dieses Turnier ist, dass die Königin Herzeloyde auf der Suche nach einem Bräutigam ist. Für die Teilnahme der Ritter werden aber noch andere Gründe genannt. Der Kampfplatz ist so ausgewählt, dass die Frauen das Kampfgeschehen verfolgen können:

„ *diu rîterschaft sô nâhe was,*

²⁴ Krieg vgl. Keen, „Das Rittertum“ S. 129 - 133 ; 135 ; 137 – 139

²⁵ Eschenbach, „Parzival“ 69,11 und Übersetzung nach Kühn, „Parzival“ 69,11

²⁶ Eschenbach, „Parzival“ 73,4

²⁷ Stapel, „Parzival“ S. 43

²⁸ Eschenbach, „Parzival“ 74,4 und Übersetzung Stapel, „Parzival“ S. 43

*daz die frouwen ab dem palas
wol sâhn der helde arbeit.* ²⁹

denn die Edlen „*werden twanc diu minne dar*“ [die Minne trieb die Edlen in den Kampf³⁰]

Also spielt auch hier die Anwesenheit der Damen eine wichtige Rolle. Hinzu kommt die Möglichkeit Ehre zu gewinnen, aber auch sie zu verlieren. So fragt sich Lâhelin im Laufe des Turniers:

„*'sul wir sus entêret sîn?'*“ [Sollen wir hier so die Ehre verlieren ?³¹]

Allerdings wird auch erwähnt, dass die armen Ritter eigentlich nicht anwesend sind, um die Königin und ihr Land zu gewinnen, sondern, dass sie *andere Beute*, also in Form von Pferden und Waffen, erwerben wollen:

*„ Ez wart dâ harte guot getân
von manegem kûenem armman,
die doch der hœhe gerten niht,
des der kûnigîn zil vergiht,
ir lîbes unde ir lande:
si gerten anderr phande.* ³²

Also auch hier eine Übereinstimmung mit der Wirklichkeit.

Wolfram beschreibt also durchaus ein realistisches Turnier. Allerdings schmückt er dieses noch aus, was sich an der Beschreibung von Gachmurets Rüstung erkennen lässt. Sie ist mit Gold und Edelsteinen bestückt und ein schwaches Auge würde von ihrem Glanz geblendet.³³ Auch die Tatsache, dass keine Ritter im Verlaufe des Turniers ihr Leben lassen müssen, oder dies zumindest nicht erwähnt wird zeigt, dass Wolfram seinen Zuhörern hier erneut ein idealisiertes Bild der Wirklichkeit beschreibt.

4.3 Das Rittertum im Krieg

Aus Monumentalfilmen über das Mittelalter haben viele Leute die Bilder von Massenschlachten zweier riesiger Ritterheere im Kopf. Doch in der Realität kam derartiges fast nie vor. Die Feldherren waren schon im 11. Jahrhundert bemüht offene Feldschlachten zu vermeiden, was auch in den meisten Fällen gelang. Denn die Angst große Verluste hinnehmen zu müssen prägte die Kriegstaktik der rivalisierenden Parteien. Welch immense Zahl an Opfern eine derartige Schlacht fordern kann, zeigt die blutige Schlacht bei Courtrai von 1302. Allein auf französischer Seite starben hier bis zu 6000 Krieger. Bei dieser und vergleichbaren Schlachten fielen um die vierzig Prozent der eingesetzten Kavallerie. Betrachtet man den allein durch den Verlust der Reiterei

²⁹ Eschenbach, „Parzivâl“ 69,21 – 69,23

³⁰ Eschenbach, „Parzivâl“ 75,13 und Übersetzung Stapel, „Parzival“ S. 42

³¹ Eschenbach, „Parzivâl“ 79,14 und Übersetzung Stapel, „Parzival“ S. 44

³² Eschenbach, „Parzivâl“ 70,7 – 70,12

³³ Turnierverlauf vgl. Stapel, „Parzival“ S. 40- 45

entstandenen finanziellen Schaden, wird schnell klar, wieso diese offenen Schlachten gemieden wurden: Allein das Schlachtross eines Ritter, welches extra gezüchtet und zugeritten war, hatte einen Wert, der dem Jahreseinkommen eines wohlhabenden Ritters entsprach. Von diesen Schlachtrössern besaß ein Ritter meist mindestens zwei, um im Ernstfall Ersatz für das Hauptpferd zu haben. Für den getragenen Harnisch mussten mindestens vier Monateeinkommen dieses Mannes aufgewendet werden. Die Kosten für seine Waffen, sonstige Rüstungsgegenstände wie Helm und Stiefel, die Ausrüstung seiner Knappen, sowie die Ausbildung des Ritters sind hierbei noch nicht einmal berücksichtigt.

Nebenbei erwähnt sei die Tatsache, dass es in der höfischen Morallehre ,im Gegensatz zur Flucht, nicht als Schmach galt, wenn sich ein unterlegener Ritter dem Sieger ergab. Allerdings verpflichtet die Morallehre den Sieger auch dazu seinem Gegner Pardon zu gewähren, wenn sich dieser ergibt. Jedoch kamen nicht alle Sieger dieser Verpflichtung nach und so wurden Besiegte teilweise noch auf dem Schlachtfeld hingerichtet, was die Zahl der Opfer auf der Verliererseite nochmals erhöhte.

Die am häufigsten vorkommende Kriegform dieser Zeit war daher, neben kleineren Scharmützeln, die Belagerung. Diese Belagerungen forderten zwar generell weniger Todesopfer, doch konnten auch hier mangelnde Versorgung oder ausbrechende Krankheiten auf beiden Seiten schnell mehrere hundert Leben kosten. Selbst die Erstürmung einer belagerten Burg wurde nach Möglichkeit vermieden, da auch hier eine erhöhte Gefahr größerer Verluste bestand, auch wenn diese nicht an die Verlustgefahr einer offenen Feldschlacht heranreichte. Somit wurden die meisten der zahlreichen, örtlich begrenzten Kleinkriege im Mittelalter durch eine Belagerung und die Aufgabe der Belagerten oder der Belagerer, verbunden mit verschiedenen Kapitulationsbedingungen, beendet. Die akute Gefahr für die Kämpfer der beiden Armeen war damit relativ gering.

Doch ein selten beachteter Aspekt ist die Frage, was eigentlich alles neben dem eigentlichen Kriegsgeschehen passierte. So sind zahlreiche Berichte von Plünderungen durch Ritter überliefert und bei der Zivilbevölkerung machte sich eine regelrechte Angst vor Ritterheeren breit. Ein Grund hierfür ist die Tatsache, dass viele Ritter als Söldner in Heeren verschiedener Herren tätig waren, um sich so ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Bedingung für die Aufnahme in ein solches Heer war allerdings der Besitz der entsprechenden Ausrüstung samt Pferd, deren Kosten der Ritter alleine zu tragen hatte. So waren viele Ritter in den Söldnerheeren teils hoch verschuldet und die

Möglichkeit diese Schulden durch Plünderungen zu reduzieren, übte starke Anziehungskraft auf sie aus. Doch nicht nur die armen Ritter erlagen diesen Verlockungen. Die Aussicht auf zusätzlichen Reichtum reizte auch die wohlhabenderen Ritter und sogar die Adligen. So kam es vor, dass Feldherren, die keine Plünderungen wollten, die Kontrolle über ihr Heer verloren, und dieses wahllos plündernd durch die Lande zog. Aber auch für den gegenteiligen Fall sind Überlieferungen vorhanden. Denn einige Fürsten hatten durch ständiges Wettrüsten mit den Rivalen so hohe Schulden gemacht, dass sie, um diese zu decken, Kriege provozierten und ihre Heere zu Plünderungen aufriefen. Manchmal wurde nicht einmal ein offizieller Krieg geführt, sondern wurden einfach nur bestimmte Landstriche geplündert. Selbst wenn die Ritter gegen dieses Vorgehen waren, band sie ihr Eid daran den Befehlen ihres Herrn zu folgen. So wurden manche Gebiete Italiens mehrfach Opfer von Plünderungen durch deutsche und französische Ritter. Teilweise ging man sogar so weit, dass man als Vorwand dieser Plünderungen die höfische Morallehre heranzog, welche vom einem Ritter Waffenübung und Abenteuersuche forderte. Dass man mit diesem Vorgehen allerdings einen der Hauptpunkte der Morallehre verletzt, nämlich den dass der Ritter die Pflicht hat Frauen (insbesondere Witwen), Arme und Waise zu beschützen, wurde hierbei ignoriert. Allerdings muss gesagt werden, dass diese Plünderungen zu Eschenbachs Zeit deutlich seltener waren als im Spätmittelalter. Es wurde aber schon im 12. Jahrhundert Kritik an der Ritterschaft laut, unter anderem durch den heiligen Bernhard. Doch diese Schriften fanden kaum Anklang. Die Kirche verurteilte die Kriege von Christen gegen Christen und versuchte diese zu unterbinden, in dem sie den Rittern, die an solchen Kriegen teilnahmen, ewige Verdammnis vorhersagten. In ihren Augen waren nur Kriege gegen Heiden und Muslime, also Heilige Kriege, gerechtfertigt um diese vom christlichen Glauben zu überzeugen. Für die Beteiligung an diesen Kriegen versprach man den Rittern dagegen Erlösung und ewiges Leben bei Gott. Doch Einfluss auf die Anzahl der Kriege hatten diese Maßnahmen nicht.³⁴

Im Parzival werden zwei große Kriege geschildert. Der erste findet im Königreich Zazamank statt und Gachmuret nimmt an ihm teil. Am zweiten vor Pelrapeire wirkt Parzival mit. Bei beiden handelt es sich wie meist in der Wirklichkeit um Belagerungen

³⁴ Krieg vgl. Keen, „Das Rittertum“ S. 336 – 340 ; 343f ; 348 – 352 /
van Winter, „Ridderschap“ S. 39f /

mit ähnlichem Verlauf. Da die Schlacht um Pelrapeire am detailliertesten beschrieben wird, soll auf sie näher eingegangen werden.

Schon bei der Begrüßung Parzivals in der Burg wird gesagt, dass die Frauen und Ritter sehr entkräftet sind und man ihnen den Hunger, den sie leiden, ansieht.

Wolfram beschreibt dies so:

*„ ouch was diu jæmerliche schar
elliu nâch aschen var,
(...)
der zadel fuogte in hungers nôt.
(...)
der hunger het inz fleisch vertriben.
nen muosen si durch zadel dolen. “³⁵*

Auch sind auf Grund der schlechten Ernährungssituation schon viele vor Hunger gestorben.

*„ Ir was vor hunger maneger tôt
ê daz in dar kæme'z brôt “³⁶*

Damit zeigt er die Versorgungsmängel, mit denen die Belagerten auch in der Realität zu kämpfen hatten.

Die Königin Kondwiramurs erzählt Parzival in der Nacht, dass von ihrem einst großen und tapferen Heer bereits die Hälfte bei der Verteidigung gefallen ist. Genaue Zahlen werden nicht genannt. Auch klagt sie Parzival, dass Klamidés Heer die Burgen, Städte und das Land bis auf Pelrapeire verwüstet und geplündert hat:

*„ mir hat der künec Clâmidê
und Kingrûn sîn scheneschlant
verwüestet pürge unde lant
unz an Pelrapaire
(...)
rîch und arme, untertân
was mir grôz ellenthaftez her:
die sint erstorben an der wer
halp oderz mërre teil. “³⁷*

Auch diese beiden Tatsachen entsprechen den Kriegen in der Wirklichkeit.

Am Tag darauf werden dann auf beiden Seiten die Vorbereitungen für den Sturm auf Pelrapeire getroffen. Zur Verteidigung werden über den Burgmauern spitze Baumstämme zu Kämmen aufgereiht, um sie bei Bedarf auf die Angreifer stürzen zu lassen, damit diese „zerschmettert“³⁸ würden. Klamidé entwirft die Angriffstaktik und man erfährt, dass sich in seinem Heer neben seinen Gefolgsleuten auch Söldner

³⁵ Eschenbach, „Parzivâl“ 184,1 – 184, 18

³⁶ Eschenbach, „Parzivâl“ 190,29f

³⁷ Eschenbach, „Parzivâl“ 194,14 – 194,17 ; 194,22 – 194,25

³⁸ Stapel, „Parzival“ S. 106

befinden

„ Die soldier ligent noch vor der stat“³⁹

, was sich ebenfalls mit der zeitgenössischen Wirklichkeit deckt.

Bald darauf beginnt dann der Angriff des äußeren Heeres. Neben den Rittern helfen auch die Bürger bei der Verteidigung der Burg mit. Es wird gesagt, dass diese keine Skrupel davor haben die feindlichen, gestürzten und hilflosen Ritter in ihrer Rüstung zu erstechen:

*„ swaz [Parzivâl] dâ ritter nider sluoc,
die funden arbeit genuoc:
die kunde man si lêren
zer halsperge gêren:
die burgæer tâten râche schîn,
si erstâchen si zen slitzen in.
Pârzival in werte daz.“⁴⁰*

Hier zeigt sich ein sehr brutales, rücksichtsloses, vielleicht auch unmoralisches, aber sicher realistisches Verhalten der Bürger. Erst als Parzival es ihnen verbietet, werden die Ritter lebendig gefangen genommen. Der Krieg endet durch einen Zweikampf zwischen Parzival und Klamidé, den Parzival für sich entscheidet. Am Ende des Sturmangriffs hat Klamidés Heer weit über 900 Tote zu beklagen, was verglichen mit echten Kriegen eine durchaus realistische Zahl ist.⁴¹

Vergleicht man nun die Kriege zu Wolframs Zeit mit dem Krieg um Pelrapeire, so kommt man zu dem Schluss, dass Wolfram hier, wie auch schon bei den Turnieren, eine durchaus realistische Szene beschreibt, die sich auch in der Wirklichkeit hätte ereignen können. Brutalität, Verwüstungen, das Leiden der Zivilbevölkerung, viele Todesopfer sowohl bei den Kriegern als auch bei der Bevölkerung. Wolfram baut alle Schattenseiten des Krieges in sein Epos ein.

Allerdings sind auch hier wieder idealisierte Elemente zu finden, was wohl am deutlichsten bei der Kriegsentscheidung zu sehen ist. So beschließen Klamidé und Parzival den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Der Ausgang des Zweikampfes wird wiederum als ein Gottesurteil angenommen⁴²:

*„ ûz kom geriten Parzivâl
an dazu urteilliche wal,
dâ got erzeigen solde
ober im lâzen wolde*

³⁹ Eschenbach, „Parzivâl“ 203,23

⁴⁰ Eschenbach, „Parzivâl“ 207,17 – 207, 24

⁴¹ Schlacht um Pelrapaire vgl. Stapel, „Parzival“ S. 106 - 110

⁴² vgl. Stapel, „Parzival“ S. 109 Anm.29

des küenec Tampenteires parn. ⁴³

Somit legt man die Entscheidung dieses langen und verlustreichen Krieges in Gottes Hand, um nicht noch mehr Leben opfern zu müssen. Ob es eine vergleichbare Szenerie jemals in der Wirklichkeit gab, darf bezweifelt werden. Auch die Tatsache, dass Parzival Klamidés Leben nach dessen Niederlage auf Grund von Gurnemanz' Lehre schont

*„ dô dâhte der den sic hât
sân an Gurnemanzes rât,
daz ellenthafter manheit
erbârme solte sîn bereit.* ⁴⁴,

wirkt realitätsfremd. Schließlich hat Klamidé dem Volk von Parzivals geliebter Kondwiramurs viele unnötige Leiden und Schmerzen zugefügt, nur weil die Königin seine Minne nicht erwiderte, wozu man einen Menschen nicht zwingen kann. Dass Parzival die gefangenen Ritter so gut verpflegen lässt, dass diese sich nachher sogar darüber freuen seine Gefangenen gewesen zu sein, und ihre Mitstreiter, die auf dem Schlachtfeld übernachteten mussten, deshalb verhöhnen⁴⁵, scheint ebenso mehr eine idealisierte als realistische Verhaltensweise zu sein.

Der Krieg um Zazamank endet ebenfalls durch einen Zweikampf. Dieser wird zwischen Gachmuret und Razalik geführt. Nach seiner Niederlage gegen Gachmuret zieht Razalik sein Heer ab, obwohl er immer noch zahlenmäßig deutlich im Vorteil ist. Also endet auch dieser Krieg durch eine idealisierte Verhaltensweise. Dass in beiden Kriegen die Belagerten die Sieger sind ist ebenfalls kaum realistisch, da die Belagerer vor allem in Sachen Versorgung einen großen taktischen Vorteil hatten.⁴⁶

Es sind während der Beschreibung der beiden Schlachten erneut zahlreiche Ausschmückungen und Beschönigungen zu finden. So ist Gachmurets Schildriemen mit Edelsteinen besetzt und sein Schildbuckel war aus *„in Feuer geläutertem Gold“*⁴⁷.

Es verhält sich hier wie bei den Beschreibungen der Turniere: Die Kriege an sich sind durchaus realistisch dargestellt, doch Wolfram reichert sein Epos mit idealisierten Elementen und Verhaltensweisen, sowie vielen Ausschmückungen an.

⁴³ Eschenbach, „Parzival“ 210,27-211,1

⁴⁴ Eschenbach, „Parzival“ 213, 29 – 214, 2

⁴⁵ vgl. Stapel, „Parzival“ S. 109

⁴⁶ Krieg um Zazamank vgl. Stapel, „Parzival“ S. 24 - 26

⁴⁷ Stapel, „Parzival“ S. 24

5. Das ritterliche Tugendsystem

5.1 Allgemeines zum Tugendsystem

Der Begriff „ritterliches Tugendsystem“ stammt vom Forscher Gustav Ehrismann, der sich im Jahr 1919 als erster ausführlich mit diesem Themenkomplex auseinandergesetzt hat. Man hat die Bezeichnung „ritterliches Tugendsystem“ ihm zu Ehren übernommen, obwohl sie sehr unglücklich, vielleicht sogar falsch gewählt wurde. So ließe sich überall dort, wo man von einem „Tugendsystem“ spricht, auch von einer „Ritterethik“ sprechen. Am besten trifft es allerdings „(höfische) Morallehre“. Diese drei Begriffe werden im folgenden synonym verwendet.

Ehrismann kam bei seinen Forschungen leider zu unvollständigen und auch falschen Ergebnissen. Doch er konnte einige grundlegende Fragen beantworten. So ist seit Ehrismann bewiesen, dass eine höfische Morallehre existierte und es sich dabei nicht um ein Phantom handelte, was früher von einigen Forschern behauptet wurde. Desweiteren versuchte er die Frage nach den Ursprüngen der Ritterethik zu klären. Er fand heraus, dass sich diese aus drei verschiedenen Elementen bildete: der Antike, dem alten Germanentum und dem Christentum. Ehrismann bemühte sich auch zu klären, in welchem Verhältnis diese drei Elemente Einfluss auf die Morallehre hatten, doch kam er hier zu falschen Schlussfolgerungen, so dass diese Frage weiterhin offen bleibt. Ebenso bleibt ungeklärt, in welchem Zeitraum nun genau die Entstehung und die Blütezeit der höfischen Morallehre anzusiedeln ist. Gesichert scheinen die Tatsachen, dass es im 10. und zu Beginn des 11. Jahrhunderts noch keine eigene Ethik für die Ritterschaft gab, sowie dass sich die Ritterethik im späteren Mittelalter tiefgreifend veränderte oder gar ganz zerfiel.

Ein Problem, unter dem dieser Forschungszweig leidet, ist die schlechte Quellenlage. Die einzigen Quellen für die Morallehre des frühen Mittelalters sind die Lieder und Epen der Troubadours, Trouvères und der Minnesänger, sowie die Aufzeichnungen von Geistlichen. In ihnen sind drei von Grund auf verschiedene Auffassungen der höfischen Morallehre zu finden. Sidney Painter nennt diese drei Typen im Zuge seiner Forschungen den *religiösen* bzw. *christlichen*, den *romantischen* bzw. *höfischen* und den *feudalen* Ritter. Diese Benennungen werden für diese Arbeit übernommen.

Bei allen dreien lässt sich schon auf Grund der Quellen annehmen, dass es sich um idealisierte Darstellungen handelt und sie der Wirklichkeit nicht entsprechen. Da man aber davon ausgehen kann, dass diese Darstellungen nicht völlig aus der Luft gegriffen sind und sie demnach einen gewissen Realitätsbezug besitzen, sollte man sie auf der

Suche nach der zeitgenössischen Wirklichkeit etwas genauer betrachten.⁴⁸

5.2 Die drei Idealtypen des Ritters

Die Idee des christlichen Ritters tauchte während des ersten Kreuzzuges um 1095 auf. Doch hierbei handelte es sich noch nicht um ein ausgebildetes Tugendsystem, welches ausdrücklich für Ritter galt. Erst im Zuge der reformistischen Bestrebungen der Kirche im 12. Jahrhundert versuchte Johannes von Salisbury in seinem Werk „Policraticus“ (1156-1159) diese Ideen und Gedanken in einem klaren System schriftlich fest zuhalten. Dieses Werk bildet wohl auch die Grundlage für die zahlreichen später erschienenen geistlichen Abhandlungen zu diesem Thema.

Nach diesen Ideen ist das Rittertum ein heiliger, von Gott befohlener Dienst und stellt keine soziale Klasse, sondern einen religiösen Orden dar. Der Ritter hat beim Eintritt in diesen Orden einen Eid auf Gott zu schwören. Seine oberste Pflicht ist es die Kirche zu verteidigen und Unglauben zu bekämpfen. Dafür hat er - falls nötig - auch sein Leben hinzugeben. Desweiteren soll er die Geistlichkeit ehren und die Armen beschützen. Er soll immer Barmherzigkeit und Gerechtigkeit walten lassen und somit besiegte Gegner verschonen und vom Raubrittertum ablassen. Da er zuallererst Gott verpflichtet ist, kann er die Befehle seines Lehnsherrn verweigern, wenn diese gegen die christliche Morallehre verstoßen.

Dass es niemals einen vollkommen christlichen Ritter im Sinne dieser Definition gab, ist sicher.⁴⁹

Die Ursprünge für das Ideal des höfischen Ritters sind unklar. Er taucht plötzlich in der Werken der Troubadours auf und bis zur Mitte des 12. Jahrhundert bildete sich in diesen Werken ein vollständiges Tugendsystem heraus. Das wohl beste Beispiel für einen höfischen Ritter ist Lancelot aus Chrétien de Troyes Werk « Le chevalier de la charrette ». Die oberste Pflicht eines romantischen Ritters ist es die Frauen zu ehren, zu lieben (mit Liebe ist hier eine rein platonische gemeint), zu beschützen und ihnen zu dienen. Die Liebe nimmt eine absolute Vorrangstellung ein und die eigene Ehre tritt zu ihren Gunsten in den Hintergrund. Dieser Typ Ritter zeichnet sich durch Sanftheit,

⁴⁸ Zum Tugendsystem vgl. Eilfer, „Tugendsystem“ S. VIII f ; XII ; X ; 148 ; 342

⁴⁹ christliches Ritterbild vgl. Borst, „Rittertum“ S. 33 - 36 ; 40 ; 138 /
van Winter, „Ridderschap“ S. 40 ; 45ff ; 57ff / Keen, „Rittertum“ S. 14

Höflichkeit, höfisches Benehmen, Selbstbeherrschung und *prouse*⁵⁰ aus. Witwen und Waisen stehen unter besonderem Schutz des höfischen Ritters. Er tritt nur in bester Kleidung auf und beherrscht die Kunst des Gesangs. Auch die Existenz eines Ritters perfekten höfischen Ritters wie Lancelot darf bezweifelt werden.⁵¹

Im Vergleich zu den beiden vorgestellten Typen führen die Ideen für das Ideal des feudalen Ritters in die Ritterschaft selbst zurück. Erste Gedanken für dieses Ideal tauchen bereits Ende des 11. Jahrhunderts auf und dieses ist daher der älteste Typ. Die Verbreitung geschah allerdings erneut durch die fahrenden Sänger und wurde durch diese erneut idealisiert, um mehr Anklang bei den Zuhörern zu finden. Der feudale Ritter ist ein fähiger, tüchtiger Krieger und durch einen Treueschwur ein Leben lang an seinen Lehnsherrn gebunden. Seine Haupteigenschaften sind Stärke, Tapferkeit, Kühnheit, Dienstbereitschaft und Loyalität. Er kämpft der Ehre und des Ruhmes wegen, nicht wegen Beute. Historiker sind sich darüber einig, dass dieser Idealtyp dem wirklich Rittertum am nächsten ist.⁵²

5.3 Synthese für das wirkliche Tugendsystem

Um nun aber eine brauchbare Synthese für das echte Ritterbild zu finden, soll hier noch ein weiterer Typ von Quellen verwendet werden, nämlich zeitgenössische Kritik am Rittertum, da diese auch Auskunft darüber gibt, wie Ernst es den Rittern mit der Befolgung ihrer Morallehre war, bzw. wie die Morallehre von ihnen interpretiert wurde. Die Entstehung einer eigenen Morallehre fällt mit der Entstehung des Ideals des feudalen Ritters zusammen und ist in den Grundzügen auch mit diesem identisch, was nahe legt, dass sich das Ideal des feudalen Ritters auf Basis der realen Morallehre bildet. Die Morallehre entsieht wohl aus den Gedanken der Vasallentreue, so dass die wichtigsten Werte vorerst Treue, Ergebenheit und Verlässlichkeit waren. Kurz darauf wurden Kampfesmut, Tapferkeit und Ehre ergänzt. Auch war der Ritter verpflichtet durch Training immer in bester körperlicher Verfassung zu sein. Dies ging allerdings teilweise so weit, dass man dazu überging die Taten eines Ritters höher einzustufen als deren Motive. So war es wichtig, dass ein Ritter einen Kampf gewonnen hat, ohne dass man danach fragte, wieso dieser Kampf geführt wurde. Dies führte schon um 1150 zu

⁵⁰ *prouse* vereinigt die Werte „hoher Mut“ und „Großmütigkeit“ in sich

⁵¹ romantisches Ritterbild vgl. Borst, „Rittertum“ S. 41ff / van Winter, „Ridderschap“ S. 73, 79f / Keen, „Rittertum“ S. 18

⁵² Feudales Ritterbild vgl. Borst, „Rittertum“ S. 43ff / van Winter, „Ridderschap“ S. 26 – 33 Keen, „Rittertum“ S.26

harscher Kritik am Rittertum, die diesem sinnlose Plünderungen und Wildheit vorwarf. Außerdem wurde den Rittern vorgeworfen, Kämpfe nicht der Ehre willen zu führen, sondern aus Zorn und Gier.

Die Aufgabe für die Ritter Frauen und Waise zu beschützen wurde Mitte des 12. Jahrhunderts in die Morallehre aufgenommen. Gleichzeitig wurde die Morallehre durch die Motive der Liebe und Höflichkeit ergänzt. Hier wird die Verbindung zum Idealbild des romantischen Ritters deutlich, wobei diesmal das Idealbild als Vorlage für das reale Tugendsystem dient. Allerdings folgte auch in Bezug auf deren Ausübung Kritik: Die Ritter wären weiblicher Gesellschaft zu sehr zugetan und von rein platonischer Liebe könne keine Rede sein. Sie wären so damit beschäftigt mit teurer Kleidung und Rüstungen zu protzen, dass sie ihre Aufgabe die Schwachen zu schützen vollkommen vernachlässigen würden.

Wie viele Elemente des idealen christlichen Ritters nun tatsächlich Einzug in die höfische Morallehre fanden, ist kaum eindeutig festzustellen. Mit Sicherheit hatten die Predigten und Schriften einen gewissen Einfluss auf das Rittertum, dessen Ausmaß unbekannt ist. Die Kirche war zwar das ganze Mittelalter über darum bemüht die Ritterschaft auf ihre Seite zu ziehen, doch schon an den Beispielen der Schwertleite, dem Turnierverbot, oder der Ablehnung des Krieges wird ersichtlich, dass dies nur in geringem Ausmaß der Fall war. Daher lässt sich annehmen, dass auch der Einfluss auf die Morallehre des Rittertums wohl eher gering war, auch wenn man seitens der Kirche bemüht war dies anders aussehen zu lassen. Übernommen wurde sicherlich die Aufgabe die Armen zu beschützen und auch der Gedanke, dass man einem besiegten Gegner gegenüber Gnade und Barmherzigkeit walten lassen soll. Dass auch hier teilweise gegen die Morallehre gehandelt wurde, zeigt die obige Analyse der Kriegsrealität.

Somit bleibt für das Tugendsystem der Wirklichkeit und der Befolgung durch die Ritter während Wolframs Lebenszeit zu sagen: Die Morallehre durchlief die eben skizzierte Entwicklung und sah zur Entstehungszeit des Parzival um 1200 wohl so aus. Sie wurde von den Mitgliedern der Ritterschaft nicht immer befolgt, fehlinterpretiert bzw. vielleicht auch nicht wirklich Ernst genommen.⁵³

5.4 Tugendsystem im „Parzival“

Beim Versuch Wolframs Vorstellung einer höfischen Morallehre aus dem Parzival

⁵³ Synthese vgl. Borst, „Rittertum“ S. 45f; 137- 139 / Keen, „Rittertum“ S. 21 ; 25f / van Winter, „Ridderschap“ S. 40

herauszuarbeiten, sollte berücksichtigt werden, dass es nicht möglich ist in alle Einzelheiten dieser Morallehre vorzudringen, sondern dass man sich darauf beschränken muss „die grundlegenden ethischen Gedanken“⁵⁴ herauszuarbeiten.

Wolframs Bild einer Ritterethik wird an drei Stellen im Parzival deutlich sichtbar: Zum einen im Prolog und zum anderen während der Ritterlehre von Gurnemanz, sowie in den Gesprächen mit dem Einsiedler Trevrizent. Die entscheidende Frage ist, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, bzw. welche von ihnen Vorrang hat, oder ob eine in Wolframs Augen sogar falsch ist und als Negativbeispiel aufgeführt werden soll. Daher sollen nun die entsprechenden Textstellen genauer untersucht werden.

Im Prolog setzt sich Wolfram zuerst mit dem *zwîfel* auseinander:

„ Ist *zwîfel* herzen *nâchgebûhr*,
daz muoz der *sêle* werden *sûr*. “⁵⁵

Der *zwîfel* besteht darin, dass man für eine Leistung, die man für Gott erbringt, auch eine Gegenleistung erwartet, was dem Menschen aber nicht immer sichtbar wird. Doch der *stæte*⁵⁶ Mensch⁵⁷ soll den *zwîfel* meiden, sich nicht beirren lassen und unverzagt im Glauben bleiben. Er zeichnet sich auch durch den Wert der *truiwe*⁵⁸ aus. Diese Haltung wird ihn zum Heil führen, auch wenn er in seinem Leben Fehler begeht, was Eschenbach so beschreibt:

„ unverzaget mannes muot,
als agelstern varwe tuot.
der mag dennoch wesen geil:
wand an im sint beidiu teil,
des himels und der helle. “⁵⁹

Der *stæte* Mensch wird also gerettet, der *unstæte* aber wird der Finsternis verfallen:

„ der *unstæte* geselle
hât die swarzen varwe gar,
und wirt och *nâch* der *vinster* war “⁶⁰

Den Werten der *truiwe* und der *stæte* kommt also eine wichtige Rolle im Leben eines

⁵⁴ Eifler, „Tugendsystem“ S. 342

⁵⁵ Eschenbach, „Parzival“ 1,1-1,2

⁵⁶ *stæte* meint, Beständigkeit und bei Wolfram religiöse Beständigkeit im Glauben

⁵⁷ hier spricht Wolfram nicht explizit von Rittern, sondern von Männern und Frauen

⁵⁸ *truiwe* meint sowohl die Treue des Menschen zu Gott, als auch die Treue zwischen zwei sich liebenden Menschen

⁵⁹ Eschenbach, „Parzival“ 1,5-1,9

⁶⁰ Eschenbach, „Parzival“ 1,10-1,12

Menschen zu.

Die Lehre, die Parzival durch Gurnemanz erfährt, stellt im Wesentlichen die Morallehre zu Wolframs Zeit dar. Gurnemanz lehrt Gachmurets Sohn unter anderem höfisches Benehmen: Parzival soll aufhören wie ein kleines Kind zu reden, unnötiges Fragen unterlassen und nur noch wohl bedachte Antworten geben. Entscheidend für Parzivals Werdegang ist der Ratschlag: „*irn sult niht vil gevrâgen.*“⁶¹

Er soll auf eine angemessene Körperhaltung und Kleidung, sowie gepflegtes Äußeres achten. Parzival hat die Frauen zu ehren und ihnen in rechter Minne zu dienen.

Ein weiterer Punkt dieser Ritterlehre ist das Verhalten im Kampf. Parzival soll Tapferkeit und Mut zeigen, aber dennoch stets Erbarmen an den Tag legen und das Leben der Gegner verschonen, wenn sich diese ihm ergeben:

*„lât derbârme bî der vrâvel sîn.
sus tuot mir râtes volge schîn.
An swem ir strîtes sicherheit
bezahlt, ern hab iu sölhiu leit
getân diu herzen kumber wesn,
die nemt, und lâzet in genesn.“*⁶²

Desweiteren hat er immer dienstmütig zu sein und muss bereit sein sich den Bedrängten zu erbarmen und ihnen zu helfen. Er soll keine Schätze anhäufen, da dies unehrenhaft ist, sondern freigebig sein, dabei aber darauf achten nicht selbst in Armut zu geraten. Parzival muss auf alle Fälle Hochmut vermeiden, sowie allem und jedem mit gebührendem Respekt und Demut gegenüberstehen.

*„mit milteund mit güete:
vlîzet iuch diemüete.“*⁶³

Die Demut ist bei Gurnemanz also eine Tugend unter vielen.

Allerdings begeht Parzival auf Grund dieser Lehre schon bald darauf seinen schwersten Fehler, obwohl ihm Gurnemanz sagte:

*„habt iuch an mînen rât:
der scheidet iuch von missetât.“*⁶⁴

indem er beim Besuch auf der Gralsburg Munsalvaesche die erlösende Frage nach dem Grund des Leidens des Burgherren Anfortas unterlässt:

„wol gemarcte Parzivâl

⁶¹ Eschenbach, „Parzivâl“ 171,17

⁶² Eschenbach, „Parzivâl“ 171,25 – 171,30

⁶³ Eschenbach, „Parzivâl“ 170,28f

⁶⁴ Eschenbach, „Parzivâl“ 171,13 – 171,14

*die rîcheit und daz wunder grôz:
durch zuht in vrâgens doch verdrôz.
er dâhte 'mir riet Gurnamanz
mit grôzen triwen âne schranz,
ich solte viel gevrâgen niht.⁶⁵ “,*

wodurch er sich selbst ins Unglück stürzt. Daraufhin entfremdet sich Parzival von Gott und kündigt ihm seinen Dienst auf. Er reitet viereinhalb Jahre durch die Welt und versucht die Gralsburg erneut zu finden. Obwohl er stets die Lehre des Gurnemanz befolgt und auch viel Ehre in Turnieren und Kämpfen erringt, bleibt ihm der Weg zum Gral verborgen. Gurnemanz' Tugenden scheinen nicht auszureichen um den Gral zu erlangen.

Erst als er die drei Blutropfen im Schnee findet, tritt eine Wende ein, da er durch das Loslassen der Zügel Gott bittet ihm den Weg zu weisen. Die im Prolog gelobte *truiwe* zu Kondwiramurs bringt ihn dadurch wieder näher zum Gral, allerdings nicht zu ihm. Die *truiwe* bzw. *staete* scheinen in Wolframs Werk einen höheren Stellenwert zu haben als die Tugenden des Gurnemanz.

Klärung dieser Fragen bringt erst das Gespräch mit Trevrizent. Dieser macht Parzival bewusst, dass Gott ihn nicht verlassen hat, sondern dass er immer da sein wird um den Menschen zu helfen, auch wenn diese es nicht immer erkennen:

*„ 'hêrre, habt ir sin,
sô schult ir got getrûwen wol:
er hilft iu, wand er helfen sol.
(...)
wie der mensche sol belîben
mit dienste gein des helfe grôz,
den der **stæten** helfe nie verdrôz
für der sêle senken.
sit **getriwe** ân allez wenken,
sît got selbe ein **triuwe** ist.' “⁶⁶*

Auch werden erneut *stæte* und *triuwe* als wichtige Tugenden des Lebens bestätigt.

Parzivals Fehler bestanden darin, dass er an Gott gezweifelt hat und sein Glaube wankelmütig wurde:

*„ [got] kan an niemen wenken.
nu lêret iwer gedanke,
hûet iuch gein im an wanke. “⁶⁷*

Doch schlimmer war, dass er Gott daraufhin trotzig und hochmütig gegenüber trat, obwohl Gott immer bereit gewesen ist ihm zu verzeihen.

⁶⁵ Eschenbach, „Parzivâl“ 239,8 – 239,13

⁶⁶ Eschenbach, „Parzivâl“ 461,28 – 461,30 ; 462,10 – 462,19

⁶⁷ Eschenbach, „Parzivâl“ 462, 28 – 462,30

„ Dar über ermarme sich des kraft,
dem erbarme gît geselleschaft,
sît sîn getriu wiu mennischeit
mit triwen gein untriwe streit.
Ir sult ûf [got] verkiesen,
welt ir sælde niht verliesen
(...)
der sculdige âne riuwe
fliuht die gotlîchen triuwe:
swer ab wandelt sünden schulde,
der dient nâch werder hulde. “⁶⁸

Damit hat Parzival die wichtigste ritterliche Tugend verachtet: die christliche Demut. Deshalb blieb ihm der Gral verwehrt. Die Demut (*diemüet*) ist bei Trevrizent nicht eine Tugend unter vielen, wie dies bei Gurnemanz der Fall ist, sondern sie ist die wichtigste Tugend überhaupt, ohne die es für den Menschen keine Erlösung durch Gott geben kann. Sie steht über allem höfischen Tugenden. Dies sagt Trevrizent auch ganz deutlich:

„ 'ir müest aldâ vor hôchvart
mit senften willen sîn bewart.
(...)
hôchvart ie seic unde viel,
(...)
diemüet ie hôchvart überstreit.' “⁶⁹

Die Missachtung der christlichen Demut ist auch der Grund für Anfortas' Leiden, denn dieser vertraute bei seinen Abenteuern darauf, dass ihm die Minne Kraft und Schutz bot und nicht Gott. Deshalb wurde er von dem vergifteten Speer verwundet. Doch Trevrizent verurteilt in keinster Weise Gurnemanz' Tugenden. Ganz im Gegenteil: Sie sind sogar notwendig um ein rechtes Leben zu führen und schließlich zu Gott zu gelangen, doch sie müssen bei Konflikt mit der christlichen Demut stets zurückgestellt werden. Dazwischen stehen die Werte der *triuwe* und der *staete*, denn Trevrizent bestätigt Parzival, dass der Kummer, den er wegen der Sehnsucht nach Kondwiramurs litt, der *rechte* Kummer war:

„ ir sît in rehter kumbers dol “⁷⁰

Damit ergibt sich folgende Struktur für Wolframs Morallehre:

Die oberste Pflicht des Ritters ist die Demut gegenüber Gott und das Vermeiden von Hochmut und dem Verlust der Scham (*schame*). Dann folgen die Tugenden der *triuwe* und der *staete*. Erst dann folgen in der Rangliste die Tugenden von Gurnemanz, die dem

⁶⁸ Eschenbach, „Parzival“ 465,7 – 465,12 ; 466,11 – 466,14

⁶⁹ Eschenbach, „Parzival“ 472,13f ; 472,18 ; 473,4

⁷⁰ Eschenbach, „Parzival“ 468,2

wirklichen zeitgenössischen ritterlichen Tugendsystem entsprechen. Sie sind notwendig für die Erlösung durch Gott, aber nicht hinreichend.

Mit diesem Tugendsystem schafft Wolfram das, woran die Tugendsysteme der Wirklichkeit gescheitert sind: Ehre durch Ritterdienst in der irdischen Welt und Erlösung durch Gott in der künftigen Welt in Einklang zu bringen. Hierin unterscheidet sich der „Parzival“ am deutlichsten von der zeitgenössischen Wirklichkeit.⁷¹

6. Der „Parzival“ als idealisierte Wirklichkeit

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass der Parzival in vielen Punkten mit der zeitgenössischen Wirklichkeit übereinstimmt. Einige reale Fakten werden von Wolfram allerdings beschönigt und ausgeschmückt, sowie teilweise gegen die idealtypischen Zustände bzw. Verhaltensweisen ersetzt. Somit wird im Parzival eine idealisierte Wirklichkeit dargestellt. Der Hauptgrund hierfür ist aller Wahrscheinlichkeit nach, dass Wolfram natürlich mit seinem Werk zahlende Zuhörer gewinnen wollte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Denn ein ausgeschmücktes Werk, das nicht immer die negativen Seiten des Lebens in der Vordergrund rückt, sondern von einem strahlenden Helden wie Parzival berichtet, kommt bei den adeligen Zuhörern besser an. Denn dass Wolfram nahe an der Armutsgrenze lebte wird auch im Parzival deutlich:

*„ dâ heime in mîn selbe hûs,
dâ wirt gefreut vil selten mûs.
wan diu müese ir spîse steln:
die dörfte niemen vor mir heln:
ine vinde ir offenliche niht.
alze dicke dazu geschiht
mir Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach. “⁷²*

Den großen Unterschied beim ritterlichen Tugendsystem scheint Wolfram aber aus anderen Gründen gemacht zu haben. So ist besonders auffällig, dass Parzival seinen Fehler die erlösende Frage zu unterlassen nur begeht, weil er sich an Gurnemanz' Ritterlehre hält. Auch wird Anfortas schwer von Gott bestraft, obwohl auch er sich immer an das ritterliche Tugendsystem gehalten hat. Hierdurch übt Wolfram auf seine Weise Kritik am Zustand des Rittertums und der Gesellschaft. Doch er spricht sich in keinsten Weise gegen das Rittertum aus. Er möchte lediglich darauf hinweisen, dass das

⁷¹ Parzivaltugendsystem vgl. Eifler, „Tugendsystem“ S. 342 ; 348f ; 355 / Rupp, „Eschenbach“ S. 211 ; 214 ; 218 ; 223 / Borst, „Rittertum“ S. 191 / Stapel, „Parzival“ S. 7 ; 89 ; 119 – 125 ; 232 ; 234 - 258

⁷² Eschenbach, „Parzival“ 185,1 – 185,8

Streben nach Ruhm und Minne nicht das einzige Ziel im Leben eines Ritters sein kann. Wichtiger sollte für ihn sein, sein Leben in Einklang mit Gottes Geboten zu leben und immer demütig daran denken, dass Gott es ist, dem er sein Leben verdankt. Dies schließt in keinster Weise aus, dass man dabei trotzdem noch Ruhm und Minne erlangen kann. Hiermit widerspricht er der Meinung der Kirche, dass sich der Mensch zwischen einem ruhmreichen Leben auf der Erde und dem ewigen Leben im Jenseits entscheiden muss, und tadelt andererseits das zu weltlich orientierte Rittertum. Denn das Rittertum soll seiner Meinung nach ein Vorbild für die Menschen sein.

Wolfram möchte mit seinem Werk also nicht nur unterhalten, sondern auch erziehen.⁷³

7. Unbetrachtete Aspekte

Abschließend bleibt festzustellen, dass mit dieser Arbeit sicherlich nicht alle Aspekte betrachtet werden können, die sich für einen Vergleich zwischen dem Rittertum der Wirklichkeit und dem im „Parzival“ anbieten. Man hätte mit ihnen die Ergebnisse dieser Arbeit bestätigen und wohl auch erweitern können.

Einer dieser Aspekte ist die Rolle des Grals in den mittelhochdeutschen Dichtungen und die Frage, ob er auch in der Wirklichkeit eine Rolle gespielt hat. Auch ist auffällig, dass der Gral im „Parzival“ ein Stein ist und kein Kelch oder eine Schale. Für diese Abweichung hatte Wolfram sicher seine Gründe.

Ebenfalls interessant wäre eine Untersuchung zum weitläufigen Begriff der „Minne“ gewesen. So taucht das Wort Minne im „Parzival“ sogar öfter auf als „Ritter“. In einem

kurzen Brief der Königin Herzloyde an Gachmuret kann man es sogar zwölf mal finden. Auf der einen Seite ist es die Minne, die Parzival zurück auf den richtigen Weg führt. Auf der anderen jedoch bringt sie manchem Ritter den Tod, was Wolfram auch in einem Gedicht an die Minne zum Ausdruck bringt:

*„ Frou minne, wie tuot ir sô,
daz ir den trûgen machet vrô
mit kurze wernder fröude?
ir tuot in schiere töude. “⁷⁴*

⁷³ Wolframs Tugensystem vgl. Eifler, „Tugend“ S. 153f / Rupp, „Eschenbach“ S. 212 ; 218 ; 220 - 225

⁷⁴ Eschenbach, „Parzival“ 291,1 – 291,4

Literaturverzeichnis

Primärwerk

- Wolfram von Eschenbach: „Parzival“, Darmstadt 1967

Sekundärliteratur

- Borst, Arno: „Das Rittertum im Mittelalter“, Darmstadt 1976

